

Neues Paradigma: Zugehörigkeit

Seit Jahren nimmt der Begriff des Paradigmas – auch als Verdienst von Thomas S. Kuhn – in der Wissenssoziologie einen zentralen Platz ein; er meint „eine dominierende wissenschaftliche Orientierung“, die gleichsam bei weiteren Aussagen vor die Klammer gesetzt wird. Ein solches Paradigma kann aufgrund eines gesellschaftlichen Umbruchs obsolet und deshalb sinnvollerweise abgelöst werden: Ein Paradigmenwechsel tritt ein und eröffnet neue Perspektiven. Zur Zeit scheint – wenn nicht alles trügt – ein solcher Wechsel von Emanzipation im Sinn von Befreiung zu Zugehörigkeit stattzufinden. Das Paradigma der Befreiung kam im Umfeld der Studentenrevolte auf, als Jürgen Habermas 1968 unter den Wissenschaftsmodellen auch ein „emanzipatorisches“ Modell nannte. Der suggestive Begriff brachte offensichtlich eine soziale Grundströmung in einen ihm gedeihlichen Kontext; er überschwemmte als Substantiv und Adjektiv den Sprachschatz der studentischen Revolutionäre, er geriet auch in die Handbücher der antiautoritären Pädagogen. Überall drehte es sich um Befreiung von Bevormundung, um Auflösung von Bindungen, um Anfechtung von Strukturen, um Infragestellung von Autoritäten. Das Subjekt wollte zu sich selbst kommen und duldete keine Beeinträchtigung seines Freiheitswillens.

Dieser Prozeß der Emanzipation drang in das damalige politische Parteiensystem ein; er setzte sich als Kritik an den Kirchen um, zumal diese aufgrund der Theorien Wilhelm Reichs die Unterdrückung der Sexualität zur Stabilisierung ihrer eigenen Macht benützten. Die Gedankenkette Macht – Religion – Sexualität war, zumal aufgrund von Ressentiments und Aprioris, so einleuchtend aneinander gebunden, daß es weiterer argumentativer Schritte zu ihrer Rechtfertigung nicht bedurfte. Obgleich die Ziele solcher Emanzipation sich im Unendlichen verloren – sie meinten ja mehr als die Veränderung der konkreten Gesellschaft –, nannte sich jede wissenschaftliche Disziplin „emanzipatorisch“: Man sprach von emanzipatorischer Jugendarbeit, von emanzipatorischer Religionspädagogik, von emanzipatorischer Gesellschaftstheorie. Am Ende dieser Entwicklung des befreiten Subjekts steht die Individualisierung, die sich im ersten Schritt als die große Chance des Jahrhunderts anbietet. Im zweiten Schritt wird sie als „riskante Freiheit“ entlarvt – es entsteht der Begriff der „Modernisierungsfalle“ – und in einem dritten Schritt sucht sie aus Überdruß an fragwürdigen Freiheiten wieder Heim und Heimat, also Zugehörigkeit.

Das neue Paradigma heißt also Zugehörigkeit. Das Subjekt möchte wieder irgendwo dazugehören, aufgrund eigener Wahl eingebunden sein, möchte sich gehalten wissen und geborgen sein – ein Verlangen, das in dem Maß wächst, als die

Unübersichtlichkeit und die Anonymität in der Gesellschaft zunehmen. Eigenartig stimmt in der heutigen Psychologie dazu die „Entdeckung der Geborgenheit“. Das Bedürfnis nach Geborgenheit, sagt Ursula Nuber, ist „ebenso elementar... wie unser Bedürfnis nach Nahrung, Sexualität und Sicherheit“.

Zugehörigkeit wird zum Kontrapunkt der Angst vor der Einsamkeit, wie sie die Spiegeluntersuchung '94 bei Jugendlichen entdeckte. Diese neue Sehnsucht wird greifbar in Moden, die Gemeinsamkeit signalisieren, und in Märkten, die das Outfit der Zugehörigkeit preiswert sichern. So deutlich gerade im Bereich der Jugendsoziologie dieses neue Paradigma greifbar wird, so groß ist das Unbehagen, das Unverständnis und der Widerstand, auf das es bei der Generation der 68er stößt. Ebenso unberechenbar scheint die Hilflosigkeit jener, die ihre auf Zeit kalkulierte Partnerschaft in ihrer Fragwürdigkeit durchschauten und ihre Verantwortung als Eltern leichtfertig an Lehrer und Erzieher delegierten. Die Annahme des neuen Paradigmas stößt demnach auf Ablehnung, zumindest auch deshalb, weil mit ihm das Eingeständnis verbunden ist: Die totale Freiheit des Subjekts kann es in einer sozial verantworteten Gesellschaft nicht geben. „Selbstverwirklichung ist nur möglich in sozialer Bindung“, eine alte und zugleich neue These aus dem Schlußbericht der Enquete-Kommission „Jugendprotest im demokratischen Staat“ (1983). Dieses Verlangen nach Zugehörigkeit scheint so groß zu sein, daß es Schmerzen und Nöte, die mit ihm verbunden sind, gern in Kauf nimmt. Das verwundert nicht, wenn man als seine inhaltliche Charakterisierung die Begriffe findet: Stabilität, gegenseitige Fürsorge, Kontinuität von Beziehungen. Diese Qualitäten zwischenmenschlicher Verbindungen „sind die drei Pfeiler, die das Geborgenheitsgefühl stützen“ (Ursula Nuber).

Das Paradigma Zugehörigkeit wird über diese seine individualpsychologische Bedeutung hinaus auch andernorts wichtig: für das Verhältnis zwischen den Generationen (Wie gehören die Alten und die Jungen zusammen?), für die neuen Schichten (Wie läßt sich die Arbeit zwischen den Arbeitsplatzinhabern und den Arbeitslosen teilen?), für die Völker der einen Welt (Wie lassen sich Reichtum und Ressourcen zwischen Nord und Süd, West und Ost aufteilen?). Eine solche Umsetzung des Begriffs weist auf, daß er nahe an die Solidarität heranrückt und ebenso von der Verantwortung nicht zu trennen ist.

Auch der Kirche gibt dieser Begriff mit seinen ihm immanenten Erwartungen neue „Hausaufgaben“: Wollen die Großkirchen weiterhin die Menschen in Sekten und esoterische Zirkel abdriften lassen, weil bei ihnen weder eine gewisse Übereinstimmung in der Wahrheit noch die Erfahrung von Gemeinsamkeit zu machen sind, weil es an Orientierung und an Wärme mangelt? Hier stellt sich die Angst vor „Rekrutierung“ ein. Diese läßt sich durch die Erkenntnis der zwischenmenschlichen Not und durch die Einsicht überwinden, daß jede Wahrheit „rekrutiert“. Anders formuliert: Christlicher Glaube wird ohne eine bergende christliche Gemeinde nicht zu haben sein.

Roman Bleistein SJ